

JULIUS FINK**ein Nachruf**

* am 18. 4. 1918

† am 2. 4. 1981



Die Nachricht vom unerwarteten Tode JULIUS FINKS (2. April 1981) traf uns wie ein Schock. Mehr als ein Jahr später lassen viele Gespräche anlässlich des gerade zu Ende gegangenen XI. INQUA-Kongresses in Moskau erkennen, daß diese Erschütterung unter seinen vielen Freunden und Kollegen noch immer anhält: Das Unfaßliche, das trostlose „nie mehr“ bestimmen die Gespräche. Wie kaum ein anderer hat JULIUS Nachrufe verdient. Mehrere sind ihm bereits gewidmet worden; aber kann man in wenigen Worten umreißen, was ein Menschenleben ausgemacht hat? Kann man darstellen, was der Tote für Kollegen und Freunde bedeutet hat, was sein ureigenstes Werk im Gang der Erkenntnis gewesen ist?

JULIUS FINK war Beamtensohn (geboren am 18. 4. 1918 in Wien). Es liegt nahe, zu vermuten, daß sein ausgeprägter Sinn für Pflichttreue, für Loyalität dem Staat und seinen Kollegen gegenüber in der elterlichen Familie gepflegt und gefördert worden ist. Aber diese Erziehung nutzte, soweit sie hier überhaupt richtig erschlossen wird, nur eine tiefe Veranlagung, die den späteren menschlichen Kontakten verschiedener Persönlichkeiten zu JULIUS FINK die so erfreuliche, wohl-tuende Beständigkeit gab.

Die Schulzeit am Humanistischen Gymnasium und in der Bundeserziehungsanstalt schloß JULIUS FINK 1936 „mit Auszeichnung“ ab. Die anschließende kurze Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger im Österreichischen Bundesheer sollte ihm offenbar die Hände frei machen zu dem geplanten Studium, das 1937 in den Fächern Geographie und Geschichte, sehr bald aber in den Disziplinen Geologie und Geographie aufgenommen wurde. Der Zweite Weltkrieg unterbrach die Ausbildung. Zwei schwere Kriegsverletzungen brachten ihn an den Rand des Verderbens, so daß er bereits 1943 aus dem Kriegsdienst entlassen werden mußte. Im selben Jahr hatte er aber auch seine Lebensgefährtin FRIEDERICKE FINK, geb. WIESER, gefunden, die von nun an mit ihm gemeinsam alle Schritte dieses an Höhen und Tiefen reichen Lebens gegangen ist, und die ihm stets reichlich Kraft, Rückhalt und Freude gegeben hat.

Am 14. März 1944 wurde JULIUS FINK mit einer Arbeit über geomorphologische und lithologische Probleme des Gebietes um Mariazell zum Dr. rer. nat. promoviert und konnte noch im selben Jahr eine Assistentenstelle am Geologischen Institut der Universität Wien antreten, und zwar zunächst bei K. LEUCHS, dann bei L. KOBER. Das Kriegsende machte einen Wechsel in der Anstellung erforderlich: JULIUS FINK übernahm eine Assistentenstelle am Institut für Geologie und Bodenkunde an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. So schmerzlich der Wechsel gewesen sein mag, er gab dem Verstorbenen die einzigartige Möglichkeit, das Fach Bodenkunde von Grund auf kennen und beherrschen zu lernen. Dies aber stellte zweifelsohne die entscheidende Voraussetzung für seine späteren Erfolge im Rahmen der Quartärgeologie dar. Denn schon sehr schnell hatte JULIUS FINK die hohe Bedeutung rezenter Böden für eine richtige Interpretation „fossiler Laimenzonen“ erkannt, so daß er sich bereits am 13. Oktober 1950 mit einer Arbeit über fossile Böden im niederösterreichischen Löß und über ihre Bedeutung für die Paläoklimatologie und die Quartärstratigraphie hatte habilitieren können („Geologie, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anwendung auf die Bodenkunde“, 1956 umgewandelt in „Geologie und Bodenkunde“).

Neben der Betreuung der Sammlungen des erwähnten Instituts galt es, Bodenuntersuchungen und Bodenkartierung in Forschung und Lehre voranzutreiben. JULIUS FINK unterzog sich dieser Aufgabe gern und offenbar auch außerordentlich tatkräftig und umsichtig, war er doch bereits ab 1949 Mitglied des ersten österreichischen Bundesschätzungsbeirates, ab 1971 sogar Konsulent des zweiten Bundesschätzungsbeirates und Konsulent der österreichischen Bodenkartierung (1954—1969).

Erst 1956 wurde JULIUS FINK als Titular-a.o.-Professor ständiger Hochschulassistent. Dies mag gerade heute hervorgehoben werden, da oft über die Schwierigkeiten geklagt wird, eine sichere Dauerposition zu finden: Die Kriegsgeneration hatte es in nichts leichter gehabt, aber sie schaffte ihren Weg trotz aller äußerer Hindernisse.

JULIUS FINK hatte nie die Verbindung zur Geographie abreißen lassen, der er nicht nur infolge seines Studiums, sondern auch infolge des großen wissenschaftlichen Vorbildes von ALBRECHT PENCK innerlich stets verbunden geblieben war. Es kam hinzu, daß er Bodenkartierung und quartärgeologische Arbeiten immer nur in Bezug auf die gesamte Landschaft gesehen hatte. Dies hat er selbst wiederholt hervorgehoben, selbst noch kurz vor seinem Tode. So erstaunt es nicht, daß JULIUS FINK 1969 zum Ordentlichen Professor für Geographie an der Universität Wien berufen worden ist, eine Tatsache, die ihm zweifelsohne große Freude und Genugtung bereitet hatte, die ihm aber auch fühlbar die Bürde auferlegt hatte, seinen berühmten Vorgängern zu entsprechen. Dieses Vermächtnis war bei ihm in wissenschaftlichen Arbeiten und Vorträgen, aber auch in persönlichen Gesprächen stets deutlich zu spüren.

JULIUS FINK war ein ungewöhnlich fleißiger wissenschaftlicher Arbeiter. Hiervon legen seine Feldbücher beredtes Zeugnis ab, in denen alle Geländebeobachtungen sorgfältig eingetragen und nach Jahren mit neuen Beobachtungen derselben Lokalität verglichen worden sind. Es kam hinzu, daß JULIUS FINK über eine bemerkenswert gute, vorurteilsfreie Beobachtungsgabe verfügt hat, in der der lokale Einzelbefund und die generelle räumliche Situation glücklich vereinigt waren. Andererseits wußte er auch, die gewonnenen Erkenntnisse klar, eindringlich und überzeugend darzustellen, und er scheute keine Mühe, keinen persönlichen Einsatz, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen oder um Kollegen, die anderer Meinung als er waren, im Gelände, am Objekt selbst zu überzeugen. Sehr eindrucksvoll ist mir dies aus eigener Anschauung in Erinnerung, als JULIUS FINK seine Ansichten über die Gliederung der Letzten Eiszeit PAUL WOLDSTEDT, HORST REMY und mir im Verlauf einer mehrtägigen Exkursion in Niederösterreich didaktisch meisterhaft darstellte.

Angesichts derartiger wissenschaftlicher Erfolge und der unbestrittenen Fähigkeiten in Verwaltung und Lehre erstaunt es nicht, daß JULIUS FINK vielfach Ehrenämter zu bekleiden hatte: 1961 bis 1965 Präsident der Österreichischen Bodenkundlichen Gesellschaft, 1969 bis 1972 Präsident der Österreichischen Geographischen Gesellschaft, 1961 bis 1969 Vorsitzender der Subkommission für Lößstratigraphie der INQUA, 1969 bis 1977 Präsident der Lößkommission der INQUA, 1976 bis 1978 Erster Vorsitzender der Deutschen Quartärvereinigung. Den hierdurch in reichlicher Menge anfallenden Arbeiten widmete sich JULIUS FINK stets außerordentlich präzise und verantwortungsbewußt. Die notwendigen Kräfte schöpfte er aus seiner liebevollen Familie.

JULIUS FINK hat kein abgeschlossenes Lebenswerk hinterlassen: Viel zu sehr stand er bis in die letzten Tage seines Lebens mitten in der Forschung. Infolgedessen fällt es schwer, das Oeuvre richtig zu würdigen, denn manches war durchaus im Fluß.

Wie erwähnt, wußte JULIUS FINK stets geologische und feldbodenkundliche Forschungen zum Nutzen beider Disziplinen miteinander zu vereinen; er kannte aber auch ihre genuinen Probleme und leistete auf beiden Gebieten Hervorragendes. Andererseits war der Verstorbene geprägt durch ALBRECHT PENCK'S Gedankengänge über die Gliederung und über die Gliederungsprinzipien des Eiszeitalters. Offenbar aus diesem Grund nahm anfangs die Auseinandersetzung mit den SOERGEL'schen Ansichten einen so breiten Raum in seinem Schaffen ein. Die zweifellos erste große wissenschaftliche Leistung stellt die Herausarbeitung der Löß- und fossilen Bodenprovinzen Österreichs dar, die in der Ausgliederung der Trocken- und der Feuchten Lößlandschaft und der angeblich intermediären Übergangszone gipfelte. Die typologisch unterschiedlichen Böden des „Stillfrieder“ und des „Linzer Komplexes“ wurden durch einen umfassenden räumlichen Vergleich als Äquivalente erkannt und in ihrer stratigraphischen Stellung (Letztes Interglazial und Beginn der Letzten Eiszeit) theoretisch fixiert. Sie stellen damit den Ausgangspunkt für eine sehr fruchtbare stratigraphische und paläoökologische Arbeit der unter JULIUS FINK'S Leitung stehenden Lößkommission der INQUA dar, der es ja immerhin gelungen ist, die mittel- und jungpleistozänen Löss Europas stratigraphisch zu gliedern, paläoökologisch zu erfassen und kartographisch darzustellen. Bei diesen Arbeiten spielte der Vergleich mit rezenten Böden und mit ihrer Abhängigkeit von Ausgangsmaterial und Klima eine ganz entscheidende Rolle, aber JULIUS FINK übersah auch nicht, in wie starkem Maße der Mensch störend in das Gefüge der Landschaft, in die Ausbildung der Böden eingegriffen hatte. Seine zahlreichen bodenkundlichen Arbeiten legen hiervon beredetes Zeugnis ab, versuchte er in ihnen doch, Spontanes vom Anthropogenen zu trennen. Diese Studien können als exzellente Beispiele für vorsichtiges, umfassendes wissenschaftliches Arbeiten gelten.

Gemäß den PENCK'schen Vorstellungen sah JULIUS FINK die Letzte Eiszeit anfänglich als eine einheitliche, ungegliederte Zeit an: Jede Eiszeit brachte nur einen Gletschervorstoß, damit aber auch nur einen Schotterkörper, und derjenige der Letzten Eiszeit datierte aus dem „Frühglazial“, das vom Ende des Letzten Interglazials bis zum „Paudorf-Interstadial“ gereicht hatte. Das „Paudorf-Interstadial“ bezeichnete eine unbedeutende Wärmeschwankung innerhalb der Letzten Eiszeit; die „Göttweiger Bodenbildung“ war für JULIUS FINK in diesen ersten Jahren aber das zweifelsfreie Äquivalent des Letzten Interglazials, nicht aber eines Interstadials der Letzten Eiszeit, wie damals vielfach angenommen worden war. Die technisch schnell immer vollkommener werdende ¹⁴C-Datierung organischen Materials wußte der Verstorbene, gemeinsam mit HL. DE VRIES, planmäßig in die Untersuchungen einzubeziehen, allerdings nicht in blinder Datengläubigkeit, sondern in vorsichtigen Versuchen darüber, wie weit diese Methode überhaupt bei fossilen Böden interpretierbare Ergebnisse zu liefern vermöchte. Maß JULIUS FINK der Datierung des als Äquivalent des „Paudorf-Interstadials“ aufgefaßten „Stillfried-B-Bodens“ eine hohe Bedeutung bei, so erblickte er in Datierungen der Humuszonen des „Stillfrieder Komplexes“ doch nur Hinweise auf Alterstendenzen oder auf Mindestalter. In diesen Jahren trat aufgrund der eigenen Forschungen in den Österreich im E und SE benachbarten Ländern die „Staublehmprovinz“ zu den erwähnten Lößprovinzen, die JULIUS FINK später ähnlich intensiv beschäftigte, wie die von KARL BRUNNACKEN weiter im W herausgearbeitete „Decklehmprovinz“, boten sich doch hiermit Möglichkeiten, das Bild der eiszeitlichen Klimaräume weiter zu verfeinern und zu präzisieren.

In zahlreichen Veröffentlichungen und im Rahmen der Lößkommission trug JULIUS FINK die erwähnten Erkenntnisse beredt, klar und bisweilen auch scharf vor: Ein Denkschema war gefunden, das sich in vielen Landschaften Europas zu bewähren schien. Sehr bezeichnend ist aber für die Arbeitsweise des Verstorbenen, und damit auch für seine persönliche Haltung, daß er bereits 1965, sehr deutlich 1966, nicht zögerte, aufgrund neuen Tatsachenmaterials zunächst die Vorstellung von der einheitlichen Letzten Eiszeit aufzugeben und statt dessen eine Gliederung in zwei gleichberechtigte, doch klimatisch voneinander verschiedene Kaltphasen und ein trennendes bedeutendes Interstadial („Paudorf“) zu fordern. Diese Änderung in der bisher als gültiges Schema angenommenen Auffassung wurde kurz danach von einem noch wesentlich einschneidenderen Wechsel gefolgt, nämlich von der durch die Mollusken-Untersuchungen von LOŽEK und KOVANDA erzwungenen Aufgabe der Begriffe „Göttweig“ und „Paudorf“, da sich die Reste der entsprechenden fossilen Böden

beider Typlokalitäten als interglaziale Bildungen herausgestellt hatten, wobei das „Paudorf“ vielleicht dem Letzten Interglazial entsprechen mag (oder auch einem etwas älteren), das „Göttweig“ aber auf jeden Fall sehr viel älter sein mußte. Mit dieser neuen Einsicht war weiterhin verbunden, daß der Begriff der „Übergangslandschaft“ zwischen Feuchter und Trockener Lößlandschaft aufzugeben war. JULIUS FINK scheute nicht vor diesem Schritt zurück. Wenige Jahre später veröffentlichte der Verstorbene weitere Änderungen an dem bisher mit Verve vertretenen Schema: Hatte er noch 1966 angenommen, daß die Flüsse pro Eiszeit nur einen einzigen Schotterkörper gebildet hatten und daß schon deswegen aus dem „Riß-Komplex“ Älteres wohl am besten auszugliedern sei, daß weiterhin die Donau bei Wien während des Holozäns keine nennenswerte Erosionsleistung vollbracht habe, so war 1973 die Zeit für eine Revision reif: In der angeblich insgesamt letzteiszeitlichen „Praterterrasse“ waren reichlich holozäne Baumstämme gefunden worden, die als riß-eiszeitliche Bildung angesehene „Gänserndorfer Terrasse“ mußte aber mit anderen Schotterkörpern zusammengeschlossen und in das Alt- bis Mittelpleistozän gestellt werden, ja es ergaben sich Bedenken, ob man überhaupt noch an der Donau davon ausgehen dürfe, daß Schotterkörper nur während Kalt- oder Eiszeiten gebildet werden, ob es nicht vielmehr auch interglaziale Schotterkörper gäbe. Wenig später (1975) kam der Zweifel hinzu, ob nicht tatsächlich, wie VLADIMIR ŠIBRAVA mehrfach betont hatte, auch ein scheinbar einheitlich kaltzeitlicher Schotterkörper aus zwei Eiszeiten und einer zwischengeschalteten Warmzeit stammen könne: Das früher lebhaft vertretene Denkschema war in Fluß geraten, manches hatte sich als Irrtum erwiesen, was JULIUS FINK früher vertreten hatte. Hierbei faszinierte mich immer wieder, mitzuerleben, wie der Verstorbene mit diesen notwendigen Änderungen fertig geworden ist: Da die wissenschaftliche Erkenntnis für ihn nie eine Frage des persönlichen Ruhms gewesen ist, ihn vielmehr der Drang zur Erkenntnis vorantrieb, fiel es ihm leicht, nicht nur die neuen Erkenntnisse in seine Überlegungen einzubeziehen, sondern auch sofort die Konsequenzen zu bedenken und zielstrebig neue Untersuchungen gemeinsam mit zahlreichen anderen Gelehrten anzusetzen. Ja, er konnte ungeduldig oder gar ärgerlich werden, wenn noch Kollegen trotz der neuen, zwingenden Beobachtungen am Alten festhielten.

Die Gliederung des jüngeren und mittleren Pleistozäns im räumlichen und zeitlichen Rahmen war für JULIUS FINK sicher eines der zentralen Ziele, dem er sich verschrieben hatte. Das andere lag aber in der Geschichte des Ostalpenraumes und der umgebenden Landschaft seit dem Ende des Miozäns. Hier also drehte es sich um die Genese der Oberflächenformen, in Abhängigkeit von Klima und Tektonik, der er sich besonders intensiv, aber auch sehr beständig zuwandte. Der faszinierende Gegensatz zwischen den flächenhaften Altformen der Ostalpen, am Übergang zur Ungarischen Tiefebene, und den pleistozänen Tälern forderten ihn zu geomorphologischen und paläopedologischen Untersuchungen heraus. Für mich unvergesslich sind seine Führungen durch diese herrlichen Landschaften, Exkursionen, bei denen JULIUS FINKS Landeskenntnis ebenso bestach, wie die Klarheit der Beobachtung und die Schärfe der Argumentation. Oberflächenformen und Sedimente legten dort den Gedanken an einen mehrmaligen entscheidenden Klimawechsel nahe: Vom subtropisch-tropischen Klima des Pannons über ein semiarides Klima des Oberpliozäns, das sich der Verstorbene gerne als demjenigen der heutigen Lur ähnlich vorstellte, bis hin zu dem hektischen und so häufigen Klimawechsel des Pleistozäns. Natürlich kamen immer wieder die großen Gegensätze zwischen geomorphologischem Befund und paläobotanischen Analysen gerade am Übergang vom Tertiär zum Quartär zur Sprache, die JULIUS FINK zunächst mit Hilfe des doch nur sehr lokalen botanischen Materials zu erklären versuchte, die ihn dann aber auch seit 1975 zweifeln ließ, ob es sich denn bei den oberpliozänen Oberflächenformen am Ostrande der Alpen tatsächlich um echte Pedimente handele, zumal da manche Datierung aus dem erwähnten Zeitraum für den Verstorbenen recht unsicher gewesen ist, wenn er sich auch stets intensiv bemüht hatte, präzise Altersangaben zu machen. So wird es leicht verständlich, daß in den letzten Lebensjahren in immer umfangreicherm Maße der Versuch zur Geltung gekommen war, mit Hilfe der Paläomagnetik klarere Altersmarken zu erhalten. Er, der manchem anderen Verfahren zur „absoluten“ Datierung skeptisch gegenüber gestanden hatte, so lange sich die erhaltenen Daten nicht mit dem Geländebefund deckten, verwandte erhebliche Zeit, Mühe und Kosten, um die paläomagnetischen Untersuchungen vorantreiben zu lassen, denn er hatte sehr schnell erkannt, daß auf diesem Wege wichtige Schritte der Reliefentstehung besser in einen ungefähren zeitlichen Rahmen gebracht werden können, als mit allen anderen geomorphologischen Methoden. So weisen gerade seine letzten Arbeiten, die in starkem Maße paläomagnetische Untersuchungen mit dem Bestreben nutzen, dem bisher Erarbeiteten ein zeitliches Korrektiv gleichsam als Gerippe zu geben, weit in die Zukunft: JULIUS FINK stand mitten in der stürmisch voranschreitenden Forschung, als ihn der Tod so überraschend ereilte.

Im Verlauf des Gesagten ist manche Charaktereigenschaft des Verstorbenen erwähnt worden. Das Bild wäre aber unvollständig, wenn nicht noch einige weitere Züge dieses ungewöhnlichen Menschen gestreift würden. Ein großer Teil seiner wissenschaftlichen Erfolge war darin begründet, daß für JULIUS FINK die richtige wissenschaftliche Erkenntnis alles, die Frage danach, wer sie zum ersten Male gewonnen habe, unbedeutend gewesen ist. Das besagt nicht, daß er mit seinen Erkennt-

nissen scheue Zurückhaltung geübt habe. Zweifellos war das Gegenteil der Fall; aber er war stets bestrebt, bei der Erforschung eines Problems diejenigen Disziplinen vorbehaltlos zusammenzubringen, die entscheidende Aussagen zu machen gestatten könnten. Hierin war er ein Meister, wobei er alle etwaigen Sprachschwierigkeiten schnell übersprang und dabei Gelehrte hohen Ranges, wenn auch sehr unterschiedlicher Nationalität und unterschiedlichen Temperamentes zur gemeinsamen Forschung gewonnen hatte. Ich glaube, daß dies nur dadurch gelungen ist, daß jeder der Beteiligten die Aufrichtigkeit des Anliegens, das wissenschaftliche Feuer gespürt hatte. Das galt auch bei einem anderen sehr charakteristischen Zug, nämlich bei dem Streben zur Wahrhaftigkeit: JULIUS FINKS Arbeiten bestechen unter anderem deswegen so sehr, weil in ihnen nicht nur der Geländebefund klar dargestellt ist, sondern weil in zahlreichen Beispielen versucht worden ist, das Erkannte kartographisch darzustellen. Dies zwingt zu einer ganz ungewöhnlich starken Präzision, jede Karte stellt aber auch ein Bekenntnis dessen dar, was man nun tatsächlich weiß. JULIUS FINK hat diese Bekenntnisse nie gescheut, ja sie waren für ihn gerne gesuchte Möglichkeiten, Bilanz zu ziehen über das, was bekannt bzw. noch unklar ist. Karten fördern zum Widerspruch heraus, ihn aber wollte er haben, allerdings mußte er wohl begründet sein, sonst konnte JULIUS recht heftig werden: Das unverbindliche wissenschaftliche Gerede lag ihm garnicht. Aber mir scheint, daß auch die von ihm bei derartigen Gelegenheiten Getroffenen schließlich doch stets die Ehrlichkeit des Bemühens eingesehen hatten.

JULIUS FINK hatte einen großen, internationalen Freundeskreis. Er liebte die menschlichen Kontakte, das offene Gespräch über wissenschaftliche, menschliche, historische oder politische Probleme. So folgte man sehr gerne Einladungen in die Alserbachstraße in Wien, wo seine liebe Frau und er die Gäste in fröhlichen und ernsten Gesprächen bezauberten. Es schmerzt sehr, daß dies alles nun der Vergangenheit angehören soll.

Ein vollständiges Schriftenverzeichnis findet sich in dem von FRANZ FLURI verfaßten Nachruf, abgedruckt in: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 131, 295—306, Wien 1982.

B. Frenzel